



**Jürgen Mittelstraß**

---

## **Zuviel Mainstream oder: wie kommt das Neue in die Wissenschaft? : eine Einführung – Teil I**

In: Zuviel Mainstream oder: Wie kommt das Neue in die Wissenschaft? : Streitgespräche in den Wissenschaftlichen Sitzungen der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 5. Juni 2015 und am 27. November 2015. – Berlin: 2016, S. 11-13 (Debatte ; 15)

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25533](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25533)

---

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Jürgen Mittelstraß

## Zuviel Mainstream oder: wie kommt das Neue in die Wissenschaft?

Eine Einführung – Teil I

Es geht um Mainstream und das Neue in der Wissenschaft. Über Mainstream in Wissenschaft und Forschung zerbrechen sich viele, auch viele Wissenschaftsinstitutionen, den Kopf – also selbst ein Mainstream-Thema. Und: Wie kommt das Neue in die Wissenschaft? Wer möchte das nicht wissen.

*Mainstream*, allgemein verstanden, steht für kulturelle Dominanz, z. B. – und darauf stößt man als erstes – in der Musikszene oder der Popkultur. Medialer Mainstream spiegelt sich in den Massenmedien und in den Einschaltquoten der Fernsehsender. Was ‚in‘ ist, wird gesucht und gefördert. ‚Gefällt mir!‘ Auch mit Geschmack und Urteilsfähigkeit lässt sich spielen. Aber ist das auch so in der Wissenschaft? Terminologisch ja. In der Wissenschaft verbindet sich die Rede vom Mainstream in der Regel mit der Dominanz dessen, was als Forschungsprogramm Geltung beansprucht, ganz gleich, ob in einem wissenschaftspolitischen Sinne – etwa wenn die Politik versuchen sollte, die Wissenschaft auf ‚gesellschaftlich relevante‘ Themen festzulegen – oder im Sinne des Festhaltens an bewährten Fragestellungen, Methoden und Theorien. Motiv für Letzteres, das Verharren im forschungsmäßig Gewohnten, wäre zum einen die Existenz eines eingefahrenen wissenschaftlichen ‚Betriebs‘, der seine Forschungsschwerpunkte pflegt, zum anderen eine falschverstandene Sicherheit im Forschungsprozess, mit der man Risiken des Misslingens zu vermeiden sucht. Daher auch der missverständliche Ausdruck ‚riskante Forschung‘ oder ‚Risikoforschung‘; als wäre Forschung im echten Sinne, bezogen auf ihre Erfolgsaussichten, nicht immer risikonah und bewegte sie sich nicht stets im Raum von Gelingen und Misslingen, Bestätigung und Enttäuschung, Erfolg und Scheitern. Hier sei an Poppers Diktum erinnert, dass wesentliches Kriterium der wissenschaftlichen Wissensbildung die Falsifizierbarkeit wissenschaftlicher Aussagen, d. h. das (kontrollierte) Misslingenkönnen, in der Forschung, ist.

Wo die Wissenschaftspolitik mit im Spiele ist, nimmt der Begriff des Forschungsprogramms in Form des Begriffs der *Programmforschung* institutionelle Züge an. In diesem Falle geht es nicht um durch die Wissenschaft selbst

bestimmte Forschungsvorgaben, vor allem thematischer Art, die unproblematisch sind – immer vorausgesetzt, dass sie dem Bedürfnis der Wissenschaft entsprechen und andere Forschungswege nicht behindern. Dass erfolgreiche Forschungsprogramme andere nach sich ziehen, ist schließlich normal. Anders, wenn in entsprechenden Vorgaben der politische Wunsch nach einer *Steuerung* von Wissenschaft zum Ausdruck kommt. Hier wäre die vielbeschworene Freiheit der Wissenschaft gefährdet, die nicht nur in der Wahl der Methoden und der Kriterien von Wissenschaftlichkeit besteht, sondern auch in der Wahl der Themen und in entsprechenden Schwerpunktbildungen. Wissenschaft folgt der eigenen Witterung; der Versuch einer Steuerung zerstört sie. Das gilt auch für die wissenschaftlichen Köpfe. Darum sollte auch die Förderung der (wissenschaftlichen) Köpfe jederzeit Vorrang haben vor der Förderung von Programmen, selbst wenn diese von der Wissenschaft selbst gesetzt sind – vorbildlich praktiziert von der Alexander von Humboldt-Stiftung. Im Übrigen dient der Begriff der Mainstreamforschung häufig auch als Kampfbegriff zur Diskreditierung von wissenschaftlicher Forschung und Forschungsrichtungen. Eine herrschende wissenschaftliche Praxis wird in diesem Falle zur Ursache der eigenen Wirkungslosigkeit erklärt. Die üblichen Spielchen in gemischten Verhältnissen. Nichts Ernstes.

Ein wirkliches Problem ist der Mainstream wohl nur in denjenigen Wissenschaften, in denen Theorien nicht an einer Instanz wie der Natur (so im Falle der Naturwissenschaften) scheitern können, und die mit ihren Themen und Theorien oft eng bei gesellschaftlichen Entwicklungen siedeln. Gemeint sind die Geistes- und Sozialwissenschaften. Dabei ist man, geht es um Beispiele, gut beraten, diese in der eigenen Disziplin zu suchen. Meine Disziplin ist die Philosophie. Vor 50 Jahren musste in der Philosophie alles analytisch sein und darin Standards der englischsprachigen Philosophie entsprechen; heute blühen auf manchen Ödflächen der damaligen Philosophie 1.000 bunte Blumen, religiöse, feministische und esoterische Arten inbegriffen. Und kaum entdecken französische Philosophen Heidegger für sich, entdecken den auch deutsche Philosophen wieder. Es geht in der Wissenschaft auch um Moden, und am auffälligsten eben in Philosophie und Geisteswissenschaften. Wesentlich ist dabei die Art und Weise, wie mit Ausschluss- und wissenschaftsfernen Kriterien gearbeitet wird. Etwa in der Genderforschung, wenn biologische und psychologische Aspekte keine Rolle mehr zu spielen scheinen, alles zur gesellschaftlichen Konstruktion wird, oder in der Intelligenzforschung, wenn sich unter die Adäquatheitskriterien für IQ-Tests gesellschaftliche Normierungen

mischen. Da könnte ein richtiger, soll heißen: ein argumentationsstarker Mainstream nicht das Problem, sondern gerade die Lösung sein – wider die falsche Koketterie mit Nebenwegen und die Erhebung des Randständigen zum Wesen der (wissenschaftlichen) Welt.

Auch das *Neue* siedelt oft nicht fern vom Modischen. Und auch hier können vor allem die Geisteswissenschaften ein Lied davon singen, und sie fallen selbst immer wieder auf Moden herein. So ist, was sich heute als postmodern ausgibt und damit eine Zäsur im Denken der Geisteswissenschaften beansprucht, oft nur ein neuer Synkretismus, in dem sich das Denken das Neue aus dem Alten nur auf neue Art, und häufig schlampig, zusammenmischt. Wenn das auch noch disziplinenübergreifend, in Form einer missverstandenen Interdisziplinarität – von hier etwas, von dort etwas aus dem großen Kuchen der Wissenschaften – geschieht, wird das Ganze zur Karikatur seiner selbst. Dabei entsteht das angestrebte Neue, richtig verstanden, zwar in der Regel jenseits eines vertrauten Lehrbuchwissens, das die wissenschaftliche Praxis in Theorie und Forschung bestimmt, manchmal auch jenseits allgemeinerer wissenschaftlicher, sogar methodischer Überzeugungen, aber es muss sich auch dann methodisch und theoretisch gegenüber dem wissenschaftlich Gewohnten ausweisen. Andernfalls bliebe es eine bloße Laune der Wissenschaft. Nicht mehr.

Im Übrigen ist auch die beliebte Gleichsetzung von ‚innovativer‘ und ‚risikoreicher‘ Forschung problematisch. Schließlich entsteht das Neue in der Wissenschaft nicht nur (wenn auch häufig) an deren Rändern oder, wie erwähnt, jenseits eines vertrauten Lehrbuchwissens, sondern durchaus auch in den wissenschaftlichen Kernen, z. B. mit der Entdeckung des Higgs-Bosons im Standardmodell der Elementarteilchenphysik oder mit der Entdeckung der ungeschriebenen Lehre Platons in der geschriebenen (wenn es denn eine Entdeckung ist). Dass man weiß, wonach man sucht, schränkt den Gesichtspunkt des Neuen nicht ein; und Kreativität kennt keine Grenzen, auch nicht im Mainstream der Forschung. Oder anders gesagt: Das Neue kommt auf allen wissenschaftlichen Wegen, man muss die gegebenen nur offenhalten und die Wegebauer, die wissenschaftlichen Pfadfinder gewähren lassen.